

Verlag Bibliothek der Provinz

Toni Distelberger

MAGIE AUS DEM MOSTVIERTEL

Wender, Hexenbanner und Beinbruchheiler

Toni Distelberger
MAGIE AUS DEM MOSTVIERTEL
Wender, Hexenbanner und Beinbruchheiler

lektoriert von Dr. Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils

ISBN: 978-3-99126-098-1

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverfoto: Raukabetn [Rauhnacht-Beten] *in Viehdorf bei Amstetten*
(Foto: Mostviertler Bauernmuseum Gigerreith Anton Distelberger sen.)

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

INHALT

KAPITEL 1.	
WILDES DENKEN	9
Magie heute?	9
Die Bedeutung von Beziehung	11
Die Erfindung der Volksmedizin	13
Empirisches Denken in der Volksmedizin	16
Wenn Gift heilen soll	18
Heut ist die heilige Samstagnacht	21
Bewährte und approbierte, sympathetische und natürliche Geheimnisse	23
KAPITEL 2.	
ALTES GEHEIMWISSEN	27
Ein Fund von Forschern	27
Die Mutter Gottes geht über das Land	33
Jesus geht über den Ölberg	37
So gehe hin in fünf Beerenwälder	39
Das Bein zerfressen, das Fleisch verschlingen, von dem Blut berauben	41
Da helfe Dir Gott	42
Christus medicus	44
Herrgottsblut	48
Die Heilung war wunderbar	51

KAPITEL 3.	
DIE GABE GOTTES ALS AUFTRAG, MENSCHEN ZU HELFEN	54
Bei der Wenderin	54
Erneut auf dem Aichberghof	59
Nehmet Speck von einem Schweine	61
Wegbeten und Berühren	65
Es hat geholfen	68

KAPITEL 4.	
MEINE VORFAHREN ALS HEXENBANNER UND BEINBRUCHHEILER	104
Wundärzte, Bader, Knochenrichter und Chirurgen	104
Der Pyhrfelder	106
Der Beistand der Kirche	110
Der Benediktus-Pfennig	112
Zauber und Gegenzauber	114
Der Beinbruchheiler	118
Der vergessene Heiler	120
Nach bewährtem Rezept	121
Der Bürgermeister als Kurpfuscher	129
Spontanheilung	141

KAPITEL 5.	
EIN BÄUERLICHER AUFKLÄRER	146
Unglauben und Skepsis	146
Möge doch niemand so dumm sein	150
Leopold Daurer zählt allerlei Aberglauben auf	152

KAPITEL 6.	
ZWISCHEN HEILIGEM ABEND UND DREIKÖNIGSTAG	163
Das Ausräuchern	163
Ötschergebiet, Mitte des 19. Jahrhunderts	166
Wechselgebiet, Schäffern 1880	167
Südöstliches Niederösterreich, um 1900	169
Niederösterreich, Beginn des 20. Jahrhunderts	169
Gresten im Kleinen Erlauftal im Jahr 1919	171
Gaming um 1925	177
Gresten im Kleinen Erlauftal um 1930	178
Klein Erlauf bei Steinakirchen in den Dreißigerjahren	179
Mostviertel im Jahr 1944	181
Ötschergebiet um 1960	183
Waasen bei Oberndorf in den Jahren 1967–69	184
Walcherberg bei Waidhofen an der Ybbs im Jahr 1993	187
Göstling an der Ybbs in den Jahren zwischen 1993 und 2008	189
Wozu Magie?	192
Literaturverzeichnis	196

Magie heute?

Magie war bis zur Zeit unserer Großeltern ein integraler Bestandteil der Kultur unserer Heimat. In diesem Buch geht es um traditionelle Formen der Manifestation eines magischen Weltbildes in einem geografisch eng umgrenzten Bereich, dem niederösterreichischen Alpenvorland. Vergleichsbeispiele aus den benachbarten Regionen weisen darauf hin, dass dieses Wissen keineswegs nur im Mostviertel zu finden war. Warum eigentlich hatte die bäuerliche Bevölkerung eine besondere Affinität zu dieser Praxis? Durch Aufklärung und Industrialisierung sind ganze Regionen und deren Bewohner an den Rand gedrängt worden. Diese soziale und wirtschaftliche Marginalisierung hat randständiges Wissen gerade für solche Menschen wieder interessant gemacht. In ihrer Präferenz äußerte sich stiller Protest gegen die Direktiven aus den Zentren der politischen und ökonomischen Macht.

Symbolhaftes Handeln („Zeichen-Handeln“) ist ein vertrautes und weitverbreitetes Phänomen unserer Gesellschaft. Es scheint mit der Politik genauso kompatibel zu sein wie mit der Wissenschaft, mit Kunst ebenso wie mit Religion. In unserer Gegenwart zeichnet sich die Ideologie der politischen Korrektheit durch ihren unbedingten Glauben an die Macht des Wortes aus. Wer ein (negativ konnotiertes) Wort ausspricht, beschwört allein dadurch seinen Inhalt herbei – solche Vorstellungen entsprechen einem magischen Weltverständnis. Fortwährend und

allerorts werden heute „Zeichen“ gesetzt – für den Frieden, gegen die Klimaänderung, für Toleranz und gegen Rassismus. Diese Zeichen haben keinen unmittelbar materiellen Effekt, ihr Einfluss beschränkt sich auf den nicht sichtbaren Bereich der Gefühle und des Geistes. Sie dienen der Versicherung, der Ermunterung und Ermutigung. Und doch ist es denkbar, dass die symbolische Wirkung irgendwann das gewünschte Resultat erzielt, zumindest wird das erwartet. Auch für die tatsächliche Wirkung von Magie ist entscheidend, ob ihr überhaupt zugetraut wird, wirksam zu sein.

Magie ist das Bemühen, durch die Anwendung (oder auch gezielte Vermeidung) von Zeichen und Symbolen und die Ausführung (oder Unterlassung) als symbolhaft angesehener Handlungen, eine Wirkung in der materiellen Welt zu erzielen, obwohl dem logisch-rationalen Geist nicht schlüssig erscheint, auf welchem Wege diese Resultate erreicht werden sollen. Magie beruht auf der Prämisse, dass wir mit unserer Umwelt durch unsichtbare Bande verknüpft seien, deren Manipulation dem, der davon Kenntnis hat, offen stehe. Wer glaubt, Anwendung und Durchführung magischer Rituale wären im Mostviertel längst vergessen und ausgestorben, der ist bloß schlecht informiert. Bis heute lassen sich solche Praktiken nachweisen, und noch immer kann man sich vertrauensvoll in die Hände eines Heilers oder einer Heilerin begeben.

Die Bedeutung von Beziehung

Als vor dem Ersten Weltkrieg in einem Dorf im Waldviertel von einem Häusler ein Schwein geschlachtet werden sollte, ließ sich dieses nicht so einfach vom Leben zum Tode befördern. Die emotionale Beziehung, die ein kleines Mädchen aus dem gemeinsamen Haushalt zu diesem Tier pflegte, war es, die von dem in seiner Tötungsabsicht frustrierten Hausherrn und Ziehvater für das vorläufige Misslingen der Tötungsaktion verantwortlich gemacht wurde – und wofür er seine Ziehtochter zur Verantwortung zog. Der Wegeinräumer aus dem Dorf Lichtenau im Gföhler Wald gestand der Empathie eines Mädchens die Wirkung zu, das Ableben eines Schweins verzögert zu haben. Die emotionale Bindung eines Menschen an sein Umfeld ist im „wilden Denken“ die Grundlage für magische Übertragung. Wilhelm Szabo (1901 – 1986) erzählt hier über seine Kindheit als Ziehkind auf der Hochebene über dem niederösterreichischen Kremstal:

Endlich verröchelte es, und der Ziehvater ließ von ihm ab, um sich die blutübertroffenen Hände am Brunnen zu waschen. Da rührte sich die Sau plötzlich, sprang auf und entwich in den Hof. Die Ziehmutter sah es entgeistert, der Röhrl aber, ergrimmt, ging ins Haus, und man hörte ihn, wie er einer kleinen Ziehschwester, die über das arme Tier fiennte, schallend den Hintern ausklopfte.

„Wenn 's der dummen Urschel derbarmt, kann das Vieh sein Lebtag nicht hinwerden!“, polterte er, als er wieder zurückkam, und knallte die Haustür hinter sich zu. Das Schwein torkelte, sackte verendend zusammen.¹

Die Magie macht sich diese Verbindungen zunutze, will Beziehungen zwischen dem Körper des Schweins und dem Körper des Kindes, das ungerechterweise geschlagen wird, genauso herstellen wie zwischen einem Körper als dem vorläufigen Aufenthaltsort der Krankheit und einem magischem Ritual und der daraus sich ableitenden Heilung. Die Praktiken der Magie sind Bestandteile eines eigenständigen Sinnsystems, dessen Symbole ihre Bedeutung nicht durch die Beziehung zwischen einem Begriff und einer materiellen Tatsache erhalten, sondern durch die Beziehung zu anderen Symbolen.

Dieter Harmening machte auf den Stellenwert des „Bedeutens-Wollens“ im symbolischen System der Magie aufmerksam. Die aus der Alltagswelt, aus religiösen oder anderen Symbolsystemen entlehnten Dinge sollen in der Magie nicht unmittelbar etwas bewirken – wie in der Medizin, den Naturwissenschaften oder in der Technik – sondern mittelbar, infolge ihrer Bedeutung:

Befand sich das Rezipierte ehemals, in Kosmologie, Theologie oder Naturwissenschaft, in systematischem Wirkzusammenhang, bewirkte [Hervorh. Dieter Harmening] es etwas nach Maßgabe seines systematischen Ortes, so bedeutet [Hervorh. D. H.] es nun etwas aufgrund seiner in der superstitiosen Rezeption entfalteten Zeichenhaftigkeit. Es hat jene Ebene der Verknüpfung der Erscheinungen im Bewusstsein erreicht, auf der jedes zugleich ein anderes enthält. Es ist die Ebene, auf der das Symbolschaffen sich aufbaut. Nur, dass das sympathetische Welthaben im Symbol nicht ein anderes sich vorstellt, sondern mit Notwendigkeit gleich setzt. Die sympathetische Welt wird so als symbolische Welt verständlich, in der die Dinge, indem sie sich gegenseitig bedeuten, sich gegenseitig bedingen.²

Die Erfindung der Volksmedizin

Bis zur Entstehung einer empirisch-evidenzbasierten Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war „Volksmedizin“ nicht das, was wir heute darunter verstehen. Die akademische Heilkunst war vor dem Durchbruch wissenschaftlichen Denkens irrational und meist dem leiblichen Wohl der Patienten abträglich. Erst der medizinische Paradigmenwechsel ließ langsam die Bilanz zwischen Vor- und Nachteilen einer Behandlung positiv ausfallen. Vorher lag der Unterschied nur im Preis der Praktiken. Die Dienste der amtlich beglaubigten Mediziner waren teuer und für den Mann „aus dem Volk“ kaum leistbar.

Unter dem Begriff „Volk“ wurden ursprünglich nur jene Menschen verstanden, die nicht der gebildeten Oberschicht angehörten und sich ihren Lebensunterhalt mittels körperlicher Anstrengung erwerben mussten. Erst der Nationalismus subsumierte darunter eine größere Gesamtheit und rechnete auch die Eliten dazu. Weil das „einfache Volk“ sich die Schulmedizin nicht leisten konnte, brachten medizinische Autoren, wie Johann Nicolaus Seitz mit seinem „Trost der Armen“ von 1715, Bücher auf den Markt, die sich an lesende Patienten wandten, die bereit waren, sich und ihre Familien mit einfach und billig herstellbaren Mitteln zu kurieren, deren Ingredienzien weitgehend im Haushalt und in der Natur vorhanden waren.³ Unter „Volksmedizin“ wurden also anfänglich nicht jene Praktiken und Mittel verstanden, derer sich das Volk bediente, sondern solche, die für dieses erschwinglich waren.

Im Titel einer solchen Arzneysammlung, der „Encyklopädie der gesammten Volksmedizin ...“ von 1843 von Georg Friedrich Most, taucht der Begriff „Volksmedizin“ nach meinem Wissen zum ersten Mal auf. Er wurde von den frühesten volkskundlichen Sammlern und Forschern übernommen, zuerst von Georg Josef Flügel mit „Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde“ von 1863, dann 1869 von Gottfried Lammert mit „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern und den angrenzenden Bezirken sowie 1886 vom Grazer Arzt Victor Fossil für sein Buch „Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark“.

Von den Praktiken, mit denen die Ärzte bis dahin so manchen Patienten glücklich um die Ecke gebracht hatten, nahm die gelehrte Medizin gerade zu dieser Zeit Abstand und überließ unbeabsichtigt dieses Feld den in der Illegalität operierenden Bauern- und Kräuterdoktoren, die die Nachfolge des zur gleichen Zeit zum Verschwinden gebrachten Berufstandes des „Baders“ angetreten hatten. Ärztlicher Erfindungsgeist hatte bis dahin eine Vielzahl kreativer Therapien und kurioser Heilmittel hervorgebracht, die plötzlich alle dem wissenschaftlichen Verdikt anheimfallen sollten. Der Fortschrittsglaube der Gebildeten und Wohlhabenden ließ nur noch die Erkenntnisse der modernen Medizin gelten, aber die anderen Bevölkerungsschichten klammerten sich an Anwendungen, die ihnen bis dahin als valide und relevant verkauft worden waren. Die Inhalte der so entstehenden „Volksmedizin“ entsprangen also nicht eigentlich dem Volk selbst, sondern stellten Gedankengut der Elite dar, der ihr früheres Wissen zu Makulatur geworden war.

Erst seit es eine durch staatliche Institutionen und den Wissenschaftsbetrieb legitimierte „Schulmedizin“ gibt, kann es auch eine „Nicht-Schulmedizin“ geben, als Sammelbecken jener durch die Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin obsolet gewordenen und als überholt angesehenen Konzepte. Methoden, welche die Fachleute ablehnten, weiterhin zu praktizieren, sei es Urin-Schau, Aderlass, Humoralpathologie oder „Knocheneinrichten“, inspirierten Laien, die es für richtig hielten, medizinische Techniken weiterhin anzuwenden, die den Experten inzwischen zu minder geworden waren, jedoch bis heute nicht vergessen sind. Die Medizinhistorikerin Sonia Horn führt vor, wie ein wichtiges Paradigma der Alternativmedizin, die Sorge um das „Gleichgewicht“, sich auf das „Vier-Säfte-Modell“ zurückführen lässt.⁴

Der lange Weg, den die moderne Medizin bis zum Erreichen eines Standards placebokontrollierter und doppelblindeter Wirksamkeitsstudien zurücklegen musste, hat uns gezeigt, dass niemand, sei es Arzt oder Lientherapeut, sei es Medizinmann oder Schamane, durch unmittelbare und persönliche Beobachtung die Wirksamkeit seiner Therapien oder Interventionen feststellen kann. Er kann registrieren, ob sich nach der Behandlung und Verschreibung für seinen Patienten etwas zum Besseren gewendet hat, aber er kann nicht verifizieren, ob dies auf seinen Einsatz zurückgeht. Bei der allgemeinen Tendenz, sich gleichzeitig in die Behandlung durch unterschiedliche und dabei sich sogar widersprechende oder ausschließende Richtungen zu begeben, einschließlich der Selbstmedikation, ist die Chance, im Erfolgsfall festzustellen, wer der Vater des Erfolges ist, ohnehin gering.

Auch die „Sympthiemaie“ ist bloß eine Entwicklung von Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Ausführungen von findigen Verlegern kompiliert und in Form von Raubdrucken unter den Menschen auf dem Lande vertrieben wurden. Von diesen war aufgrund der Maria-Theresianischen Schulreform ein immer größerer Anteil imstande, solche Druckwerke zu lesen. Obwohl die Inhalte der magischen und medizinischen Volkskultur also weitgehend gelehrter und akademischer Herkunft waren, blieb die Grundstruktur magischen Denkens erhalten – dass kein Problem isoliert zu betrachten sei, weil die ganze Welt durch verborgene kausale Zusammenhänge miteinander verbunden und alles Geschehen ambivalent sei, weil es nichts gibt, von dem nur Nutzen und Gutes oder ausschließlich Böses und Schädliches ausgehe.

Empirisches Denken in der Volksmedizin

Die Heilkunst vergangener Jahrhunderte war insgesamt, ob sie jetzt von bäuerlichen Heilern oder von gelehrten Professoren ausgeübt wurde, von symbolhaftem Denken durchdrungen und bestimmt. Es existierten nur so geringe Möglichkeiten, den Krankheiten auf der materiellen Ebene zu begegnen, und sie waren so unbekannt, dass sie praktisch nicht ins Gewicht fielen. Heilung bzw. Besserung waren bloß eine erwünschte Nebenwirkung der Behandlung.

Die Volksmedizin ist eine Heilkunde, die sich durch die praktische Erprobung am therapiebedürftigen Patienten definiert. Auch die Heilmagie folgte den gleichen

experimentellen und empirischen Regeln wie die übrige Volksmedizin. Magie hat innerhalb der Gesamtheit volksmedizinischer Therapien den Stellenwert einer *ultima ratio*, der höchsten Steigerungsform. Zu magischen Mitteln oder Ritualen greift man erst, wenn alles andere versagt und sich als wirkungslos herausgestellt hat. Auch der Übergang von den „schwachen“ Hausmitteln zu den „kräftigeren“ Medikamenten der akademischen Medizin entspricht dem Prinzip der Steigerung, einer *climax*.

Wenn nacheinander wahllos verschiedene Mittel ausprobiert werden, wie sie mangels einer exakten Diagnose von besorgten Verwandten und Nachbarn geraten werden, oder zum „bewährten“ Hausmittelschatz gehören, entspricht das der empirischen Methode der Falsifikation. Davon unterscheiden sich Heilpraktiken, die dem Grundsatz der Wiederholung folgen: Ein Mittel, das für sich gesehen harmlos und weitgehend frei vom Risiko von Nebenwirkungen ist, wird so lange angewendet, bis sich der erwartete Erfolg einstellt. Wesentlich ist, dass die Vorgangsweise und das Mittel nicht gewechselt werden, solange die Kur andauert. Für eine „Rosskur“ werden dagegen gerne alkoholische und andere Genussdrogen, wie etwa Tabak bei Zahnweh, eingesetzt. Dem Alltag entnommene Mittel werden zweckentfremdet, z. B. für Tiere bestimmte Medikamente auch Menschen verabreicht. Kennzeichnend ist, dass man sich von einer „Rosskur“ schnelle oder sogar sofortige Wirkung erwartet. Sie wird also nur einmal angewendet. Ihre Radikalität schließt sich weitgehend mit einer Wiederholung aus. Die Medizinhistoriker sprechen von „heroischen Therapien“⁵. Alle drei Vorgangsweisen, – Falsifikation, Wiederholung und „heroische Therapie“ –, verraten empirisches Denken.

In der Volksmedizin gibt es keine „Generalprobe“, kein harmloses Austesten. Es geht immer gleich um Erfolg oder Misserfolg. In Volksmedizin und magischer Heilkunde manifestiert sich gleichermaßen die Vorstellung des Menschen, er und seine Umwelt wären der alltäglichen Wahrnehmung und seiner privaten Logik zugänglich; persönliche Beobachtungen und Experimente könnten als Basis für seine Bemühungen dienen, den Gang der Dinge zu beeinflussen. Dabei setzt die Laienmedizin auf die Kraft des Individuums, sich seiner Umgebung erkennend zu bemächtigen.

Wenn Gift heilen soll

Vor mehr als dreißig Jahren hörte ich von einer weiblichen Verwandten, ein alter Gärtner habe ihr anvertraut, eine Frau, die ihre Monatsblutung habe, solle keine Schnittblumen angreifen, weil diese sonst rascher verwelkten. Irgendwie klang das nach altem Wissen. Erst später las ich, was der römische Autor Plinius der Ältere (23 – 79 n. Chr.) darüber in seiner *Historia Naturalis* schreibt. Seine Ausführungen über das Menstruationsblut und dessen pestizidartige Wirkung auf Baumbüte und Blumen sind Teil der antiken Naturwissenschaft, sie gehörten zum damaligen Bildungsgut der Oberschicht:

Nicht leicht aber wird man etwas finden, was seltsamere Wirkungen hervorbringt als der Monatsfluß der Frauen. Most, dem sie in diesem Zustand zu nahe kommen, wird sauer, Feldfrüchte werden durch Berührung unfruchtbar, Setzlinge sterben ab, Gartenpflanzen verdorren, und

die Früchte der Bäume, auf denen sie gesessen, fallen ab; der Glanz der Spiegel wird schon durch das Hineinsehen matt, das Eisen verliert seine Schärfe, das Elfenbein seinen Glanz, Bienenstöcke sterben aus, Erz sogar und Eisen befällt sogleich der Rost und widerwärtiger Geruch die Luft.⁶

Bereits bei Plinius lässt sich ein Grundprinzip der späteren Volksmedizin erkennen: Jedes Gift vermag auch Remedium und sogar Medizin zu sein, es kommt nur auf die Anwendung an:

[Es wird gesagt] *Wenn zur Zeit der Menstruation Frauen entblößt um ein Saatfeld gehen, fielen Raupen und Würmchen, Käfer und anderes Ungeziefer ab. [...] Viele glauben allerdings, daß in einem so verderblichen Stoffe auch Heilmittel vorhanden seien: man streiche ihn auf die Fußgicht, auch sollen durch die Berührung jener Frauen Skrofeln, Ohrdrüsenentzündungen, Drüsenbeulen, die Wundrose, Furunkel und der Augenkatarrh Linderung erfahren. [...] Es sei sehr wirksam, wenn man das Menstruationsblut beim Drei- und Viertagefieber dem Kranken auf die Fußsohlen streiche [...], auf diese Weise soll man auch Epileptiker wieder zu sich bringen. [...] Auch darüber besteht Übereinstimmung, und ich möchte nichts lieber als dies glauben, daß der Monatsfluß, wenn man die Türpfosten damit bestreicht, die Praktiken der Magier unwirksam macht.⁷*

Agrippa von Nettesheim (1486 – 1535) vermittelt in seiner *De Occulta Philosophia* von 1534 zu diesem Thema gelehrte Natursicht der Renaissance, die sich irrational einzufärben

beginnt. Er bezieht sich einerseits getreulich auf Plinius und bezeichnet gleichzeitig das Menstruationsblut bereits als „Zaubermittel“.⁸

In einer fälschlich Paracelsus (1493 – 1541) zugewiesenen Schrift mit dem Titel *De Pestilitate* entwickelt die Menstruationsblut-Angst eine besonders misogyne und paranoide Note:

Auch die Frauen vergiften, wenn ihr Menstrualblut zur Zeit der Pest verunreinigt ist, fast jeden Menschen durch bloßes Ansehen. [...] Es geschieht natürlich, daß eine Frau zur Zeit, da sie die Menstruation hat (menstruosisch ist), den Spiegel durch Anschauen befleckt und verdirbt. Zu dieser Zeit ist sie giftig und hat wegen der Menstruation und des giftigen Blutes, das verborgen im Körper der Frauen liegt und nirgends stärker als in den Augen ist, Basiliskenaugen. [...] Weil durch die Menstruation und das giftige Blut der Frau der Basilisk verursacht wird und entsteht, ist der Mond im Himmel das Basiliskenauge des Himmels. [...] Wenn der Mond zu dieser Zeit in das Wasser scheint und die Frau das Wasser ansieht, ist der Mond schon vergiftet. [...] Wie ein junges Kind, das in einen Spiegel sieht, in den zuvor die menstruierende Frau gesehen hat, übersichtig und schielend wird und ihm die Augen vergiftet werden, befleckt und verdorben, wie der Spiegel von der menstruierenden Frau befleckt worden ist, so werden auch der Mond und der Mensch vergiftet.⁹

Zum Bestandteil eines Weltbildes, das mit den Glaubenssätzen der Aufklärung kollidierte, entwickelt sich die Idee vom angeblich giftigen Menstruationsblut aber erst in der Volksmedizin des 19. Jahrhunderts:

Menstrualblut ist Gift. Wo dieses Blut hinfällt, wächst kein Gras mehr. Wer einem Weibe beiwohnt, das seine Zeit hat, bekommt einen Tripper. Wem man von diesem Blut ins Trinken thut, dem ist der Nachlauf angethan.¹⁰

Claude Lévi-Strauss wies darauf hin, dass in traditionellen und „vorwissenschaftlichen“ Wissenssystemen, die es, wie er betont „auch bei uns bis ins jüngste Vergangenheit“ gegeben hat, „Anciennität“ – also gewissermaßen die „Ehrwürdigkeit“ des Wissens – und die Kontinuität die Grundlagen der Legitimität seien.¹¹

Heut ist die heilige Samstagnacht

Im frühen 19. Jahrhundert bezogen staatliche und kirchliche Obrigkeiten gegen das traditionelle Gebetbuch in seiner überkommenen, barocken Erscheinungsweise Stellung, wollten dieses aus dem pastoralen Alltag verbannen und durch modernere Ausgaben ersetzen.¹² Es waren fortschrittliche Theologen, denen die impliziten Verheißungen der Gebetbücher des 18. Jahrhunderts ein Dorn im Auge waren. Der österreichische Theologe Joseph Lauber (1744 – 1810) kritisierte jene Gebetbücher, „welche dunkle Gebetsformeln haben; oder solche, in denen wir etwas verlangen, was Gott nicht versprochen hat, oder auf eine Art, nach welcher uns Gott niemals zu geben verheißt hat oder bei welchen gewisse geistliche oder weltliche Wirkungen verheißt sind.“¹³ Doch noch das populäre Gebetbuch „Kleiner / neu bearbeiteter / goldener Maria=Zeller Himmelschlüssel zur Pforte der ewigen Seligkeit“ verspricht im Untertitel „besonders kräftige, heilsame u. trostreiche

Andachtsübungen, Gebete und Litaneien“.¹⁴ Die Aussicht auf „besonders kräftige Gebete“ kann auch so verstanden werden, als ob diese Gebete aufgrund ihres Wortlautes besonders wirkungsvoll sein könnten, weil der Betende, der sich ihrer bedient, damit leichter Gehör finde. Zu den „segensreichen Gebeten“, die in den Familien noch lange nach ihrer Verbannung aus dem offiziellen Kanon der Kirche gebetet wurden, gehörte das besonders altertümliche Gebet mit der Einleitung „Heute ist die heilige Samstagnacht“, das sich im Ostalpenraum in verschiedenen Varianten aus dem Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert erhalten hat.¹⁵ Der 1933 in eine oberösterreichische Bauernfamilie geborene Alois Strasser hat aus seiner Kindheit den Wortlaut dieses seit Jahrhunderten mündlich überlieferten Gebetes auf folgende Weise in Erinnerung:

*Heut ist die heilige Samstagnacht,
wo unsere liebe Frau im Bette lag,
das Betn ist wahr o süßer Gott,
da kam ein Engel und grüßt,
die selige Jungfrau Maria, sie soll auferstehen,
es ist ein Mann durchgegangen,
mit seinen heiligen fünf Wunden,
mit Blut überronnen mit Blut übergossen,
das Himmelreich stand offen.
Ich hört ein Glöcklein läuten,
einige heilige Messe soll es bedeuten,
da liegt unser Herr Jesu Christ
auf seinem Grab und er sprach:
Ach weh, ach weh,
mir tun meine heiligen fünf Wunden so weh,
die kleinen wie die großen,*

*die geschlagenen wie die gestoßenen,
wenn ich doch einen einzigen Menschen hätte,
der mir dieses Gebet
alle Samstagnacht beten täte,
dem will ich geben drei Seelen zu erlösen.
Die erste seinem Vater,
die zweite seiner Mutter,
die dritte soll für ihn selber sein,
dass sie nicht kommt in eine Pein,
sondern sie soll kommen
in das ewige Himmelreich.
Amen.*¹⁶

Bewährte und approbierte, sympathetische und natürliche Geheimnisse

Doch sogar auf dem Gebiet der Magie kam es zu Innovationen. Auch diese entwickelte sich ständig weiter, adaptierte, variierte und probierte neue Kombinationen aus älteren Versatzstücken aus. Um 1800 entstanden anonyme Kompilationen, in denen erstmals Heilmagie akademisch-gelehrter Herkunft, sogenannte „Sympthiemagie“, mit traditionell-christlichen Beschwörungsgebeten gemischt wurde. Das „Romanusbüchlein“ und des „Albertus Magnus bewährte und approbierte [sic] sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh“, um nur die beiden populärsten Werke dieser Art zu nennen, gelangten damals zur ersten Drucklegung, der sich viele Nach- und Raubdrucke anschließen sollten.¹⁷ Bis in das 20. Jahrhundert hinein wurde dieses Amalgam der okkult motivierten mit der religiös inspirierten Heilmagie breit rezipiert, und

es entstanden zahlreiche privat hergestellte Exzerpte, in denen nach diesem Vorbild Beschwörungsgebete und sympathemagische Rezepte gemischt wurden.¹⁸

Was jeweils als „Aber- oder Irrglaube“ zu gelten habe, ist immer auch zeitspezifischen, z. B. katholischen, protestantischen oder aufgeklärt-rationalen Standpunkten geschuldet. Die Denunziation als „abergläubisch“ oder „unwissenschaftlich“ dient nicht zuletzt der Abwertung einer Konkurrenz. Doch auch innerhalb einer gesellschaftlich-ideologischen Richtung sind die Maßstäbe dauerhaft in Bewegung. Binnen kurzer Zeit kann auf diese Weise etwas, das gestern noch seinen Platz innerhalb des akzeptierten Rahmens finden konnte, an den Rand oder gar über den Rand hinausrücken. Denn gerade „abgelegtes“ und von der technischen Entwicklung „überholtes“ Wissen, von dem sich die Mitte der Gesellschaft auf ihrem Weg in die Moderne abwendet, weil es ihr nicht mehr von Nutzen ist, kann von Gruppen in Beschlag genommen werden, die vom Tempo der Modernisierung überfordert werden.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Szabo, *Zwielicht der Kindheit*, St. Pölten-Wien 1986., S. 51, Neuauflage zum 100. Geburtstag Szabos unter dem geänderten Titel: *Dorn im Himbeer-schlag. Zwielicht der Kindheit*, Weitra 2001, S. 50.
- 2 Dieter Harmening, *Zauberei im Abendland – Vom Anteil der Gelehrten am Wahn der Leute. Skizzen zur Geschichte des Aberglaubens = Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie* 10, Würzburg 1991, S. 139.
- 3 *Vermehrter und im Druck verbesserter Trost der Armen / Das ist: / Schlechte, jedoch bewährte / Haus=Mittel, / dardurch Fast in allen Zuständen und Zufällen des Menschlichen Leibs dem Landmann und Armen / ohne oder mit geringem Zuthun der kostbaren Apothecker-Büchsen kann geholffen werden. Beschrieben aus 46. Jähriger Experiencz und Praxi, / Durch / Joannem Nicolaum Seitz, Medicinae / Doctorem und Physicum zu Stadt Ochsenfurth, / der Löblichen Leopoldinischen Reichs = Academiae / naturae curiosorum Mit=Glied, seines / Alters im 68. Jahr. / Mit vorgesetzten Ursachen und Zeichen der / Kranckheiten, samt zu allen diesen Zuständen gehöriger Haus-Apothecken, den Barbierern, Badern und Heb- / Ammen ein sehr nützlichcs, und zur Ersparung grosser Kosten / bey vorfallender Noth sehr dienliches und / nothwendiges Werck. / Mit beigedruckter Beschreibung des Kissinger / Sauer=Bronnens- und Wasser=Cur / in Francken. Nürnberg, verlegts Joh. Georg Lochner, A. 1740.*
- 4 Sonia Horn, *Des Probstes heilkundlicher Schatz – medizinische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts in der Bibliothek des ehem. Augustiner-Chorherrenstiftes St. Pölten = Beiträge zur Kirchengeschichte Niederösterreichs* 9, St. Pölten 2002, S. 31.
- 5 Jens Lachmund und Gunnar Stollberg, *Patientenwelten – Krankheit und Medizin vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Autobiographien*, Opladen 1995, S. 215–216.
- 6 C. Plinius Secundi, *Naturalis Historiae Liber VII / C. Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde Lateinisch – deutsch, Buch VII: Anthropologie*. Herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler, Kempten 1975, S. 53.
- 7 C. Plinius Secundi, *Naturalis Historiae Liber XXVIII / C. Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde Lateinisch – deutsch, Buch XXVIII: Medizin und Pharmakologie, Heilmittel aus dem Tierreich*. Herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler, Kempten 1975, S. 61–65.
- 8 Agrippa von Nettesheim, *Die magischen Werke und weitere Renaissance-traktate*. Herausgegeben und eingeleitet von Marco Frenschkowski, Wiesbaden 2008. Reprint der Ausgabe München / Wien 1913, S. 117.
- 9 Paracelsus, *Sämtliche Werke*. Nach der 10bändigen Huserschen Gesamtausgabe (1589 – 1591) zum ersten Mal in neuzeitliches Deutsch übersetzt. Mit Einleitung, Biographie, Literaturangaben und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Bernhard Aschner, Privatdozent in Wien. Erster Band, Jena 1926, S. 669 u. S. 705–706.
- 10 M. R. Buck, *Medicinischer Volksglauben u. Volksaberglauben aus Schwaben – eine kulturgeschichtliche Skizze*, Ravensburg 1865, S. 44.
- 11 Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*. Aus dem Französischen von Hans Naumann, Frankfurt am Main 1973 (*La pensée sauvage*, Plon, Paris 1962), S. 272–273.
- 12 Edith Sauer, „Bewahrerinnen der Zucht und Sittlichkeit“. Gebetbücher für Frauen – Frauen in Gebetbüchern. In: *L’Homme* 1, Heft 1 (1990), S. 37–58.
- 13 zitiert nach Sauer, *Gebetbücher für Frauen*, S. 44–45.

Ein Fund von Forschern

- 14 Kleiner neu bearbeiteter goldener Maria=Zeller Himmelschlüssel zur Pforte der ewigen Seligkeit. Worin besonders kräftige, heilsame u. trostreiche Andachtsübungen, Gebethe und Litaneien für die Morgen=, Abend=, Meß=, Beicht=, Communion=, Vesper= und andere Andachten beim vor= und nachmittägigen Gottesdienste zur Anbethung Gottes, der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Sacraments des Altars und des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi, wie auch zu Ehren Mariä der Mutter Gottes und aller Heiligen ... Maria Zell, im Verlage und allein zu haben bei Jakob Suppan, Besitzer einer Waarenhandlungs= und Buchbinder=Realität, vormals Emler 1857.
- 15 So z. B. in der Herkunftsfamilie des Osttirolers Oswald Sint aus Kartitsch bei Sillian im Oberen Pustertal: Oswald Sint, „Buibm und Gitschn beinādo is ka Zoig!“ – Jugend in Osttirol 1900–1930. Bearbeiter und mit einem Vorwort versehen von Peter Paul Kloß = Damit es nicht verlorengeht ... 9, Wien-Köln-Graz 1986, S. 76 – siehe dazu: Michael Mitterauer, „Heut‘ ist eine heilige Samstagnacht“ – Ein Passionsgebet im sozialgeschichtlichen Kontext seiner Überlieferung. In: Richard van Dülmen (Hg.), Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn = Studien zur historischen Kulturforschung 2, Frankfurt am Main 1990, S. 260–299.
- 16 Alois Strasser, Schnee auf ‘m Tuchent – Kindheitserinnerungen, Linz 2008, S. 98–99.
- 17 Adolf Spamer, Romanusbüchlein. Historisch-philologischer Kommentar zu einem deutschen Zauberbuch. Aus seinem Nachlass bearbeitet von Johanna Nickel = Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde 17, Berlin 1958.
- 18 Andreas Kopp, Das Pfuher Hausbuch – Transkription und Kommentierung einer volksmedizinischen Handschrift aus dem Ulmer Raum = Ulmer Kulturanthropologische Schriften 10, Ulm 1998 – Karin Dosch-Muster, Das Brauchbüchlein der Caroline Otte. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1842 von der Insel Rügen = Mainzer kleine Schriften zur Volkskultur 11, Mainz 1996. Hans-Joachim Kühn, „Wann eine Kuh nicht stieren will ...“ Kräutermedizin und Volksmagie in einem bäuerlichen Haushalt um 1800, Saarbrücken 2005.

Ab 1960 durchstreiften zwei Studenten der Universität Wien, Helmut Paul Fielhauer und Hannelore Fiegl, zuerst auf Fußmärschen und dann mit einem Motorroller das obere Ybbs-, Erlauf- und Melktal auf der Suche nach bäuerlichen Bräuchen, die bisher der Aufmerksamkeit der Forschung entgangen waren. Die 1962 abgeschlossene Dissertation von Hannelore Fiegl und die 1973 eingereichte Habilitationsschrift von Helmut Paul Fielhauer gingen daraus hervor. Ein bemerkenswertes Dokument gelangte damals zu den beiden Volkskundlern über Vermittlung eines Gewährsmannes, der bereits zahlreiche Informationen beige-steuert hatte. Oberamtsrat Alois M. Wolfram stellte ihnen die Abschrift eines „Wend Büchleins“ zur Verfügung. Hannelore Fielhauer schrieb in ihrer Dissertation über den Fund:

Das Büchlein ist im Besitz der Frau Johanna Tostl, St. Georgen an der Leys. Sie erbt es im Jahre 1921 von ihrer Schwiegermutter. Das Büchlein ist ein kleines Heftchen, 9 x 16 cm, und besteht aus 12 mit einem Wollfaden zusammengenähten Blättern ohne Deckblatt. Die Blätter stammen aus zwei verschiedenen Schönschreibheften, wie sie vor dem ersten Weltkrieg in der Schule benutzt wurden. Es sind aber nur 6 ½ Seiten des Büchleins mit Bleistift in Kurrentschrift beschrieben. Dem Papier nach zu schließen, dürfte das Büchlein um 1910 entstanden sein.¹

Toni Distelberger, geboren 1967, ist im niederösterreichischen Mostviertel aufgewachsen. Mit seinen zwei Kindern lebt er in Perchtoldsdorf.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien